

Nahuel Lopez

DAS PARADIES IST DIE HÖLLE

Meine Reise zu den letzten Mapuche-Indianern

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



1KF; IPORCNUCGAFKGO

: NPT NPR

6PNKG

Ankunft im Paradies

Jaime und seine Familie - vom Versuch, ein Mapuche zu bleiben

Monica - vom Zorn der Jugend

Señor José - von Jesus und anderen Geistern

Die »Machi« - von Sehern, Heilern und Handystrahlung

Juan-Carlos - vom Terror im Paradies

Mauricio - vom Paradies und anderen Höllen

José - vom Guerilla-Kampf in unseren Spanplattenwäldern

Die Pewenche - vom Alto Bío Bío und den Menschen des Waldes

3AMDJ APPE

- NOVIGHR

8LNS LNP

In den Regionen Bío-Bío und la Araucanía im Süden Chiles lebt die größte ethnische Minderheit des Landes, die indigene Gemeinschaft der Mapuche, die sich selbst als die »ersten Chilenen« bezeichnet. Laut der letzten Volkszählung von 2002 gehören ihr offiziell 604.349 Menschen an, etwa 4 % der Bevölkerung. Die Mapuche selbst gehen aber von einer weitaus größeren Zahl aus, von 900.000 bis 1,4 Millionen. Grund für diese Diskrepanz ist laut Mapuche-Organisationen die Tatsache, dass nur die auf dem Land lebenden Mapuche von der Statistik erfasst werden; die in die Großstädte abgewanderten blieben aber unberücksichtigt.

Das Leben der Mapuche in Chile ist gegenwärtig geprägt von Landraub, Entrechtung und daraus resultierender Gewalt. Angehörige der Minderheit wehren sich gegen die Übernahme ihres Landes durch Konzerne beziehungsweise sie fordern zuvor enteignetes Land zurück, wobei es zum Teil zu Landbesetzungen kommt. Die von aufeinanderfolgenden chilenischen Regierungen vorangetriebene wirtschaftliche Nutzung natürlicher Ressourcen im Gebiet der Mapuche, insbesondere der Wälder, bedroht die Existenzgrundlage der Minderheit.

Diese Auseinandersetzungen bilden die bis dato letzte Phase eines Konfliktes, der bis in das 19. Jahrhundert zurückreicht, als der chilenische Staat mit militärischer Gewalt das traditionelle Land der Mapuche drastisch reduzierte und an chilenische und ausländische Siedler zur Nutzung übergab. Der damit begonnene Prozess wurde fortgesetzt und erreichte einen neuen Höhepunkt unter der Militärdiktatur und der Herrschaft des Generals Pinochet. Auch nach der Rückkehr Chiles zur Demokratie gab es

keine wesentliche Entspannung. Die demokratischen Regierungen hielten ihre in Wahlkämpfen gegebenen Versprechen an die Mapuche nicht, stattdessen entsandten sie immer mehr Polizei in die Region. Widerstand seitens der Mapuche wurde mit den Gesetzen der Pinochet-Zeit verfolgt, die unverändert gültig geblieben sind.

In den vergangenen Jahren fordert der Konflikt immer wieder Menschenleben, vor allem werden junge Mapuche Opfer tödlicher Polizeigewalt. Die Täter werden selten belangt, verhängte Strafen werden meist nachträglich abgemildert oder zur Bewährung ausgesetzt.

Menschenrechtler fordern seit den Tagen der Diktatur, dass die Rechte der Mapuche geschützt, ihre Kultur sowie ihre Traditionen respektiert und sie in wichtige Entscheidungen und Prozesse, die sie und ihre Region betreffen, einbezogen werden, damit ein friedliches Zusammenleben aller Menschen in Chile möglich wird. Diese Verantwortung lastet auch auf der gegenwärtigen Regierung Chiles.

8IKL AM? c KCH

Gesellschaft für bedrohte Völker e. V. (GfbV)

5 NILE

Meine Mutter stammt aus Kiel und träumte schon immer von der großen, weiten Welt. Vor allem träumte sie von fernen Ländern und exotischen Menschen. Ich erinnere mich noch an ihren chinesischen Freund Ping-Hao: ein kleiner Mann mit blauschwarzen Haaren und einer großen Umhängetasche, der sich – jedenfalls meiner kindlichen Erinnerung nach – ausschließlich von Schlangen und Spinnen ernährte. Auch mit einigen Afghanen hatte sich meine Mutter damals angefreundet. Sie machten hypnotisierende Musik mit sonderbaren Zupfinstrumenten und silbernen Trommeln und sangen dazu mit ihren weichen Stimmen. Einer von ihnen unterhielt ein Restaurant in unserer Nachbarschaft. Man hockte dort im Schneidersitz auf bunten Teppichen und aß, und jede Stunde wurde die Arbeit angehalten, wenn sich der Koch und die Kellner gen Mekka ausrichteten und zu beten begannen. Es war ein kleines bisschen Hindukusch am Hamburger Grindel-Viertel.

Zweifellos also fühlte sich meine Mutter zum Exotischen hingezogen. Und da kam mein Vater gerade recht. Er war damals ein chilenischer Halbrevolutionär, mit langen Haaren und einem beeindruckenden Schnauzer, und hatte mit seiner Nickelbrille etwas John-Lennon-haftes an sich. Ein flammender Anhänger Leo Trotzki's, weshalb er in seiner Studentenzeit in Chile nur El Trotzko-Lopez genannt wurde. Über Brasilien war er irgendwann nach München gekommen und anschließend als Philosophiestudent in Hamburg gelandet. In der Freizeit versuchte er sich als Kaffeehausliterat österreichischer Schule mit dicken Büchern, einer Pfeife und literweise Kaffee.

Chilenen waren jedenfalls damals, als meine Eltern sich kennenlernten, Mitte der siebziger Jahre also, schwer angesagt in Deutschland. Es war die Zeit der großen Solidarität: Salvador Allende, der demokratisch gewählte Präsident, war von General Augusto Pinochet mithilfe der CIA gleichermaßen spektakulär wie hinterhältig und brutal gestürzt worden. Und all jene, die das Land verlassen mussten oder nun nicht mehr zurückkonnten, weil sie, wie mein Vater, politisch eine andere Weltsicht vertraten, galten in Deutschland als bewundernswerte Sonderlinge, manchem gar als eine schützenswerte Art. Vor allem bei Studenten standen Chilenen hoch im Kurs, und meine Mutter sah in meinem Vater all ihre Sehnsüchte plötzlich erfüllt.

Als ich auf die Welt kam, bestand meine Mutter darauf, dass ich einen Namen erhalten solle, der auf meine Wurzeln verwies. Mit Wurzeln meinte sie keineswegs die chilenischen, im weiteren Sinne also die spanischen. Und ganz bestimmt auch nicht die deutschen. Sie meinte die Wurzeln meines Ursprungs, also die der Mapuche-Indianer, was zwar jeder Grundlage entbehrte, denn von meiner Familie war keiner Mapuche, aber es machte sich gut. Vielleicht hoffte meine Mutter insgeheim, dass der Name eine abfärbende Wirkung auf mich haben würde und sich das Exotische vielleicht so in meine DNA eingraviert. Jedenfalls wurde nicht versäumt, ob nun von meinen Eltern oder von Bekannten, meist auf chilenischen Solidaritätsfesten, mich über die Bedeutung meines Namens immer wieder aufzuklären. Und zwar in bester linker Tradition, mit pädagogischem Impetus und Verweis auf die raue und ursprüngliche Natur dieses tapferen Volkes. Und wer weiß, es gibt ja Experten, die durchaus behaupten, jeder Name besitze einen eigenen Charakter und würde so den Lebensweg seines Trägers vorherbestimmen. Ich kann das weder bestätigen noch widerlegen. Jedenfalls habe ich an mir bislang nichts

auffällig Anderes entdecken können als bei meinen Freunden aus Hamburg, die allesamt Jan hießen oder Philipp oder Daniel und mit denen ich damals sofort den Namen getauscht hätte.

Heute haben sich meine Zweifel am eigenen Namen weitestgehend verzogen. Ich bin eigentlich ganz zufrieden mit Nahuel, auch wenn der Name nach über dreißig Jahren noch immer seine Tücken mit sich bringt. Noch heute muss ich ihn umständlich buchstabieren, wenn ich mich vorstelle. Und ich weiß natürlich auch schon, was dann wieder kommt: Namel, Nowel, Nahül, Manel, bitte wie noch mal?

»Nahuel«, sage ich dann und erzähle meine kleine Geschichte. Dass der Name von den Mapuche abstammt, einem indianischen Volk in den araukanischen Wäldern. Auf Deutsch »Puma«, für die chilenischen Ureinwohner ein heiliges Tier. Ich ergänzte meine Erzählung dann gerne auch noch um ein paar hübsche Verzierungen, die zwar etwas abenteuerlich daherkamen, die aber auch keiner Prüfung ernsthaft standhalten mussten. Denn wer kennt hier in Deutschland schon die Mapuche?

So jedenfalls war es vor meiner Reise. Ich schummelte mich immer etwas durch damit. Und wenn dann interessierte Nachfragen folgten, fühlte ich mich auch immer ein wenig wie ein Betrüger, für all die kleinen Flunkereien, die ich gerne noch hinterherschickte, um die Geschichte noch mal aufzuhübschen. Es war eben auch zu einfach, mit spontanen Zusätzen die Geschichte zu würzen. Je älter ich aber wurde, desto unbefriedigter ließ es mich selbst zurück. Ich wollte mehr wissen von diesen Menschen, deren Namen ich trug, von den Ureinwohnern des Südens, die auch hierzulande das Interesse weckten, sobald man von ihnen erzählte. Wer waren diese Mapuche? Und was konnten sie uns erzählen?

Vor einigen Jahren las ich Pablo Nerudas wunderbare Memoiren »Ich bekenne, ich habe gelebt«. Gleich auf den ersten Seiten geht es um seine große Liebe zur Natur und zu den Ureinwohnern Araukaniens, die ihn selbst so beeinflusst hatten in seinem Denken und Handeln. Er schreibt von Temuco, seinem Heimatort, von den unzähligen Eisenwarenhandlungen, die es dort gab, und erinnert sich, dass diese eine Art Ersatzbeschilderung verwendeten, die ganz ohne Schriftzeichen auskam. Er berichtet von gewaltigen Blattsägen, riesigen Kochtöpfen, zyklischen Hängeschlössern, antarktischen Schöpflöffeln und von kolossalen Stiefeln. Diese Art der Beschilderung, so Pablo Neruda, sei in Temuco absolut notwendig gewesen, da die Indios, die dort in großer Zahl lebten, oftmals weder lesen noch schreiben konnten. Die meisten von ihnen waren Analphabeten, denn ihre Kultur kannte keine Verschriftlichung. Neruda beschreibt all das mit einer großen Zuneigung: die Mapuche, der ewige Regen seiner Kindheit, die einzigartige Flora und Fauna dieser Region. »Wer den chilenischen Wald nicht kennt, kennt diesen Planeten nicht.« Das war seine Losung für ein vollkommenes Leben. Was also hielt mich noch auf? Ich musste Nerudas Ruf nach Araukanien folgen.

(KHQKDP G 5; N BGO

` . AQ3AMD! DAQME T IPJ KCH EIMEQT AP SMD DNCH
MNCH IL L EP EUQREPR KAG MSM QN QAMR SMD
SMBEJ cL L EPR DA! AKQ QEI DEP / PIEDEM HIEP
V\$HASQE%

NAHUEL LOPEZ



Am Fluss Bío Bío.



Mapuche-Haus in Ponotro.

Es war einer der frühen Januartage des Jahres 2011, sonnig noch und warm, eine brodelnde Abendluft, als ich zum ersten Mal hier einfuhr. Von einem windigen Autovermieter aus Santiago de Chile hatte ich mir wider besseres Wissen einen silbernen Mietwagen aufschwätzen lassen – einen kleinen Japaner, für derartige Landausflüge gänzlich ungeeignet. Siebenhundert Kilometer waren es bis hierher von der Hauptstadt in den Süden, die berühmte Ruta 5 entlang, die wie ein ewig langer Schnürsenkel aus Asphalt die beiden amerikanischen Kontinente durchzog, von Alaska bis Feuerland, um irgendwann in dieses Meer aus Bäumen einzutauchen, einst die sagenumwobenen Wälder Araukaniens.

Unter mir polterten die Kieselsteine. Umhüllt von einer wilden Wolke aus hellem Sandstaub, die mein »Silberpfeil« um mich herum aufwarf, fuhr ich durch kleine Alleen hindurch, in ein Tal hinein, überquerte einen Fluss, um mich dann wieder schwerfällig hinaufzukämpfen. Schließlich wurden die ersten Häuser sichtbar, gelbe, blaue, grüne und braune Holzhütten, aus deren Schornsteinen dunkler Rauch quoll und sein Aroma von verbranntem und feuchtem Holz über die Ebene legte. Das Land, das nie wirklich eines war und doch noch immer existiert, lag nun so sanft und unbekümmert da, als sei der Frieden hier zuhause.

Vor mir tat sich die Comunidad Ponotro auf, eine von unzähligen kleinen Gemeinden der Mapuche, versprenkelte Relikte einer vergangenen Zeit. Zwei nachtschwarze Augen blitzten aus der sich langsam lichtenden Staubwolke auf, die Augen eines fröhlichen Gesichts auf einem Fahrrad. »Hola Tio!«, rief das kleine Gesicht in seinem Ringelshirt, das in einem Mordstempo, winkend und sich vor Freude beinahe überschlagend, über die Schotterpiste auf mich zuraste, um den Besucher zu begrüßen. Es war Nachito, eines der drei Kinder der Familie, dessen sechstes Mitglied ich von nun an war, wenn man die drei Hunde nicht mitzählte.

Es wurde bereits dunkel, als ich mein Gepäck aus dem Auto kramte. Um mich herum der fünfjährige Nachito, der neugierig jede meiner Taschen nach interessanten Mitbringseln untersuchte und staunte und staunte und nicht einmal genug Wörter für all die Fragen zu kennen schien, die aus ihm rauspurzelten. Mit dabei waren der kleine Alén und Tochter Millaray, die älteste der drei Geschwister. Vater Jaime, ein kleiner und stämmiger Mapuche-Mann mit flusigem Bart und einem Che-Guevara-Gesicht, stand neben seiner Frau Angelica, lächelte mir freundlich zu und beobachtete mit Seelenruhe das große

Treiben rund um den Ankömmling. Ein eisiger Wind kratzte jetzt über das Land hinweg. Es roch nach Meer und frischen Blüten. Ich atmete ein – so tief, wie es nur ging, und über mir leuchtete der Himmel der Araucanía, ein Becken irisierender Kristalle. Und wenn es nicht so kitschig wäre und so unendlich falsch, dann könnte man fast sagen, es war wie die Ankunft im Paradies.

Natürlich war ich nicht der erste Besucher hier in diesem abseitigen Fleckchen Erde am Pazifischen Ozean. Seitdem die Spanier vor etwa fünfhundert Jahren als erste Fremde ins Reich der Mapuche eingedrungen waren, übte das Leben der Menschen hier eine exotische Faszination aus auf Abenteuerhungrige von Übersee. Vor allem Europäer waren hier immer wieder auf der Suche gewesen nach Reinheit, Echtheit, nach so etwas wie Glück. Gerade hier bei uns gab es ein ausgeprägtes Abenteuerertum und eine sonderbar esoterische Sehnsucht nach dem ursprünglichen und unverdorbenen Naturmenschen, diese Bewunderung für den edlen Wilden. Der spanische Dichter Alonso de Ercilla y Zúñiga hatte die Ureinwohner Araukaniens in seinem berühmten Werk *La Araucana* vor fünfhundert Jahren so getauft, ein Begriff, der später von den Romantikern, vor allem aber auch von Jean-Jacques Rousseau geprägt und auf abenteuerliche Weise idealisiert wurde.

Eines der wohl bizarrsten Kapitel dieses uns sehr eigenen Abenteuererdrangs ist wohl das um den Franzosen Orélie-Antoine de Tounens, oder wie er sich später nannte: Orélie-Antoine I., durch Gottes Gnaden und den Willen der Indianer des Südens des amerikanischen Kontinents, König von Araukanien und Patagonien. Thronfolger und Herr dieses seinerzeit von Orélie-Antoine begründeten Hauses Araukanien und Patagonien ist heute sein Nachfahre, Philipp Boiry Raynaud, selbsternannter Prinz Philipp I.

Orélie-Antoine de Tounens jedenfalls war mindestens skurril, wenn nicht gar vollkommen verrückt. Mit Anfang zwanzig begann er zunächst eine Karriere als Prokurist beim Arbeitsgericht im französischen Périgueux. Seine eigentliche Leidenschaft aber waren die Abenteuerbücher jener Jahre, Reiseberichte aus fernen Ländern und von wilden Menschen, denen er in Gedanken nachgereist war und sich der Illusion hingab, eines Tages die hispanoamerikanischen Republiken auf dem Kontinent unter dem Dach eines Königreichs zu vereinen. Seines Königreichs natürlich. Seit seiner Kindheit hatte er davon schon geträumt und dieses Ziel seither auch nie mehr aus den Augen gelassen.

1858 landete der damals 33-jährige de Tounens nach mehrwöchiger Überfahrt mit einem Schiff tatsächlich im Norden Chiles. Von Coquimbo aus verschlug es den Franzosen zunächst nach Valparaíso, wo er Spanisch lernte und seine exzentrischen Pläne verfeinerte. 1860 erreichte er mit ein paar wenigen Gefolgsleuten die Araucanía, ein zu jener Zeit schwer umkämpftes Gebiet, das Land der Mapuche.

Es war die letzte Phase der »Guerra de Arauco«, dem Krieg zwischen den Mapuche und den chilenischen Independentistas, den Unabhängigkeitskämpfern, die sich von der spanischen Krone losgesagt hatten und nun aus dem zerfurchten Land ein ganzes machen wollten. Die Unabhängigkeitskämpfer beherrschten damals bereits das Gebiet von der Atacama-Wüste bis zum Bío Bío-Fluss, dessen Verlauf von den Anden bis zum Pazifik die natürliche Grenze darstellte, auf die sich die Spanier mit den Mapuche nach über dreihundert Jahren des Blutvergießens geeinigt hatten. Doch die Chilenen erkannten diese Grenze nicht an. Auch der restliche Teil des Landes, der seit jeher den Mapuche gehörte, sollte nun chilenisches Territorium sein. Daran hatte sich diese letzte und vielleicht blutrünstigste Etappe in der langen Reihe

schwerer Auseinandersetzungen mit den Ureinwohnern hier entzündet. Auseinandersetzungen, die ihnen bis heute den Nimbus der Unbesiegbarkeit verleihen und ihren Ruf als ein Volk von Kriegern und Kämpfern zementierten.

Orélie-Antoine de Tounens jedenfalls witterte hier seine historische Chance. Er reiste in die Araucanía, einem Gebiet, das damals für Wingkas, wie die Mapuche alle Fremden noch heute nennen, eigentlich unzugänglich war. Dies hätte den sicheren Tod der Abenteurer bedeuten können. Doch de Tounens gewann das Vertrauen der Mapuche. Und er freundete sich mit einem Lonco an, mit Quilapán, dem Häuptling einer der vielen Comunidades, die zusammengekommen das Volk der Mapuche bilden.

Vielleicht war es ja de Tounens bizarres Äußeres, der lange und lockige Bart und die schulterlangen schwarzen Haare, oder dieser etwas wirre Blick, der ihn für die Mapuche unverdächtig machte. Vielleicht war es auch die Tracht der Mapuche, die er zu tragen pflegte, immer in einen schweren Poncho gewickelt und mit einem Trilonco um die Stirn. Möglicherweise war es aber auch diese unverrückbare Überzeugung, die ihm innewohnte, hier, weitab seiner Heimat, seine eigene Bestimmung zu finden. Quilapán jedenfalls schien von de Tounens Vorhaben überzeugt, eine konstitutionelle Monarchie mit ihm zu begründen, einen eigenen Staat, um sein Volk gegen die Aggressoren aus dem Norden zu verteidigen.

Wie genau die Krönungszeremonie schließlich ablief, und ob die dem Zeremoniell beiwohnenden Mapuche auch wussten, was genau da vor sich ging, das lässt sich nicht rekonstruieren. Ein absurdes Unterfangen war es allemal. Die Mapuche als Ganzes gab es eigentlich nicht, sie standen nie unter der Führung eines Einzelnen. Das Volk war ein aus unzähligen Stämmen zusammengestückeltes Geflecht, aufgeteilt in autonome Comunidades, in Gemeinden, die wiederum aus wenigen Großfamilien

bestanden mit dem Lonko, dem Stammesführer, als Oberhaupt und verschiedenen spirituellen Autoritäten.

Orélie-Antoine de Tounens aber wähnte sich am Ziel seiner Träume. Via Zeitungsanzeige verkündete er seinen Anspruch auf den neu geschaffenen Thron und auf ein Gebiet, das sich seiner Ansicht nach vom Pazifik bis zum Atlantischen Ozean erstreckte, und von Rio Negro bis hinunter zur Magellanstraße reichte. Eine Fläche etwa doppelt so groß wie das heutige Deutschland. Neben der Zeitungsannonce verfasste de Tounens dann auch noch einen Brief an den Kanzler der chilenischen Republik und erklärte darin feierlich seine Herrschaft. Vielleicht war de Tounens doch noch nicht ganz so übergeschnappt, wie mancher Historiker ihn an diesem Punkt der Geschichte zeichnet. Immerhin wollte der exzentrische Abenteurer damals auch den französischen Botschafter für sein Vorhaben auf seine Seite ziehen, was ihm eine gewisse Sicherheit garantiert hätte, sollte sich die chilenische Regierung mit seinem Anspruch auf den Thron doch nicht arrangieren können. Der aber hatte kein Interesse, in dieses sonderbare Vorhaben seines Landsmannes mit hineingezogen zu werden, und erklärte de Tounens kurzerhand für dement.

1862 nahmen die chilenischen Truppen den Abenteurer fest. Sie hatten genug vom merkwürdigen Störenfried, der ihre territorialen Vorhaben zu durchkreuzen suchte. De Tounens wurde der Prozess gemacht, zunächst wanderte er ins Gefängnis nach Angol, schließlich verlegte man ihn in die Irrenanstalt nach Santiago. Zu jener Zeit hätte dies eigentlich den sicheren Tod bedeutet, wäre ihm nicht in letzter Minute doch noch der französische Botschafter zu Hilfe geeilt und hätte seine Abschiebung nach Frankreich erwirkt. De Tounens war dem Tod noch einmal von der Schippe gesprungen.

Aber so leicht ließ er sich nicht abschütteln. Nur sieben Jahre später schon war Orélie-Antoine de Tounens zurück

in der Araucanía. Doch das Land, was er nun vorfand, war ein anderes. Die Mapuche-Gebiete unterhalb des Río Bío Bío waren von den chilenischen Truppen eingenommen. Die nächste Etappe der Kolonisierung hatte begonnen. Die Mapuche konnten den chilenischen Truppen nicht mehr wirklich etwas entgegensetzen. Mit Speeren, Steinschleudern und Pferden war gegen die Feuerkraft dieser hochmodernen Armee einfach nichts zu machen. Coronel Cornelio Saavedra Rodríguez, der oberste Befehlshaber dieser blutrünstigen Operation, die noch heute euphemistisch »la Pacificación de la Araucanía« genannt wird, die »Befriedung Araukaniens«, als ginge es hier darum, Chile von den furchterregenden Indianern zu befreien, leistete in diesen wenigen Jahren ganze Arbeit: Es war der stabsmäßig organisierte Genozid am Volk der Mapuche. Schätzungsweise 300.000 Ureinwohner kamen damals ums Leben, ein Ereignis, das sich bis heute eingebrannt hat in die DNA dieser Menschen.

Und in diese aufgeladene Atmosphäre platzte also unser König wieder hinein. Oberst Saavedra hatte nun ganz andere Sorgen. Als er erfuhr, dass Orélie-Antoine de Tounens seine schrägen Phantasien noch immer nicht aufgeben wollte und sich erneut hier befand, da setzte Saavedra ein Kopfgeld auf den armen Irren aus. De Tounens, so hatte es sich Saavedra geschworen, sollte ein für alle Mal verschwinden.

Der selbsternannte König ahnte, dass die Stunde geschlagen hatte. Auf die erneute Hilfe seines Botschafters konnte er nicht hoffen. Und die Mapuche selbst waren an diesem Punkt der Ereignisse längst zu schwach und ihre Gebiete zu durchsetzt von den chilenischen Truppen, als dass de Tounens hier noch hätte Sicherheit finden können. Er beschloss also, sein Abenteuer an dieser Stelle abubrechen – und floh. Zunächst nach Buenos Aires, von dort aus mit dem Schiff zurück nach Frankreich.

Sein Lebenstraum bestand zwar fort. Weitere zwei Male noch macht er sich noch auf den Weg über den Atlantik, doch Argentinien ließ ihn nicht wieder einreisen, man zwang ihn jedes Mal zur Rückkehr. Die Mapuche sah er nie wieder.

Seine letzten Jahre verbrachte de Tounens als einsamer »König im Exil«. In einem kleinen Pariser Apartment installierte er seine hoheitliche Residenz und verdiente sich seinen Lebensunterhalt mit dem Verkauf von Adelstiteln. Offiziell anerkannt wurde sein Königreich nie. Doch noch heute kann man in der Dordogne, im Südwesten Frankreichs, auf seinem gut gepflegten Grabstein folgende Inschrift lesen: Hier ruht Tounens Orélie-Antoine I., König von Araukanien und Patagonien. Das Land der Mapuche blieb bis zuletzt sein großer Traum vom Paradies.

2; G C QKB OCKC . ; J GCVg RLJ
8CNOQAF! CCK 4 ; MQAFC UQ ? ICG CK

` ; EMMDEP 0 EIQRIL 0 KEICHGET ICHRIQR GEHREQ
ASCHDEL 2bPOEP GSRZ

JAIME